

Die gesellschaftliche Positionierung der Soziologie: Retro- und Prospektive

Lamnek, Siegfried

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lamnek, S. (1999). Die gesellschaftliche Positionierung der Soziologie: Retro- und Prospektive. *Sozialwissenschaften und Berufspraxis*, 22(1), 40-57. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-36964>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Die gesellschaftliche Positionierung der Soziologie Retro- und Prospektive

Siegfried Lamnek

1 Ausgangsüberlegungen

Von dem Münchner Urkomiker und "Linksdenker" Karl Valentin stammt das Wort: "Es ist schon alles gesagt worden, nur noch nicht von allen". Gelegentlich hat man in unserer Disziplin tatsächlich den Eindruck, dass dieses Bonmot für diese in besonderer Weise zutreffe. Gerade auch die Frage, was Soziologie ist, was sie leisten kann, welchen gesellschaftlichen Status sie erfährt, wie ihre akademische Reputation beschaffen ist und andere wissenschaftspolitische Fragestellungen sind für viele, mehr oder weniger prominente Soziologen Anlass zu schriftlicher Äußerung gewesen. Zu denen, die die apostrophierten Themenbereiche eher deskriptiv behandelten, gesellten sich jene, die eine eher normative Perspektive vertraten. Ich habe nun keineswegs die Absicht, den bisherigen Abhandlungen zu den o. a. Themen Zensuren zu erteilen, doch muss die Frage erlaubt sein, welche Konsequenzen die Beschäftigung mit sich selbst für die Disziplin und ihre Verortung im Wissenschaftsbetrieb sowie allgemein in der Gesellschaft gezeitigt hat. Also doch eine weitere "Nabelschau"?

Es geht mir bei meinen Überlegungen nicht allein um die Binsenweisheit, dass man nicht an dem "Ast sägen sollte, auf dem man sitzt". Fachimmanente und verbandsinterne Diskussionen sind wichtig und können sehr wohl dazu beitragen, die Soziologie an veränderte (gesellschaftliche) Rahmenbedingungen anzupassen. Wird diese Diskussion aber, wie es beispielsweise in einigen Ausgaben der ZEIT vor etwa zwei Jahren geschehen ist (vgl. Fritz-Vannahme 1996), nach außen getragen, so ist das einem gesellschaftlich höheren Status unserer Wissenschaft nicht notwendigerweise förderlich: Öffentlichkeitswirksame (auch nicht intendierte) "Nestbeschmutzung" läuft jeglichen Professionalisierungsbestrebungen zuwider.

Problematisch ist in diesem Zusammenhang auch die Tatsache zu werten, dass die Kritik an der Soziologie oftmals von außen, also von Nicht-Soziologen geübt wird. Manchmal wäre es aber besser, solche Positionen ins Leere laufen zu lassen, sie mit Nichtachtung

zu strafen. Leider gibt es auch Vertreter unseres Fachs – so wichtig konstruktive Kritik auch sein mag – die sich beabsichtigt nicht in dezidiert Weise wehren, sondern gelegentlich sogar solche Positionen (manchmal auch nicht, wenn sie sich zu Wort melden) stärken. Man kann Disziplin Kritik, gerade auch wenn sie fachextern provoziert wurde, auch übertreiben. In extremer Konsequenz die Disziplin und damit sich selbst abschaffen zu müssen, kann wohl nur als masochistische Perversion begriffen werden.

Auch wenn Attacken auf die Soziologie nicht selten als gezielte Provokation des Faches verstanden werden müssen, quasi um die Vertreter der Disziplin aus der Reserve zu locken, so praktiziert Manfred Dettling in der ZEIT genau diesen fachschädigenden Mechanismus als Abgesang auf die Soziologie: "Wo einst soziologische Aufklärung war, regieren jetzt Klimaforscher, Umweltökonom, Genbiologen, Energieeffizienzexperten. Eine neue Leit- und Orientierungswissenschaft freilich wird sich daraus nicht formen. Muß man das bedauern? Das Ende der Gewißheiten läßt sich auch als Beginn neuer Freiheiten lesen. Postmoderne offene Gesellschaften brauchen und wollen keine (Un-)Heilslehren, nicht im soziologischen und nicht im ökologischen Gewande" (Dettling 1996, S. 18). Und die Ursachen hierfür hat Dettling auch gleich parat: "(...) die Entzauberung der Soziologie hat tiefere Ursachen. Die Gesellschaft, die sie bisher, oft genug in reformerischer Absicht, untersucht hat, gibt es nicht mehr. Die Gesellschaft läßt sich erklären und gestalten: Das war der moderne Glaube nicht nur der Soziologen" (Dettling 1996, S. 13).

"Das moderne Projekt wie die moderne Soziologie waren voraussetzungsgebunden und diese Voraussetzungen gibt es nicht mehr. Die Kategorien und Modelle der Soziologie – wie Wirtschaft und Gesellschaft, Arbeit und Vollbeschäftigung, Staat und Herrschaft, Armut und Ungleichheit – sind unter Bedingungen entstanden, die immer mehr der Vergangenheit angehören. So galt der Staat ganz selbstverständlich als der richtige Adressat für die Lösung der sozialen Frage (...) Die Nation brachte politische Macht und soziale Bewegung räumlich zur Deckung" (Dettling 1996, S. 15 ff.). Und jetzt? "Es gibt, in dem gewohnten Sinne, keine Gesellschaft mehr, es gibt nur noch Individuen, die sich nicht länger in alten sozialen Formationen bewegen" (Dettling 1996, S. 16).

Auch wenn diese Position eine Übersteigerung der Beck'schen Individualisierungsthese (vgl. Beck 1986) darstellt, so ist es doch erfreulich, dass die auf diesen Artikel antwortenden Soziologen es wenigstens fertig brachten, diese nachgerade abwegige Polemik zurückzuweisen. "Die Soziologie, so Hans-Peter Müller, sei keineswegs am Ende, wenn die Gesellschaft in Gestalt des Territorialnationalstaates an Einfluss verliere (...) Gewiss entstand die Soziologie zur Zeit der Verfestigung nationalstaatlich organisierter Gesellschaften. Aber es trifft weder zu, dass die Disziplin an diese eine historische Form des Gesellschaftlichen gebunden ist, noch folgt aus dem relativen Bedeutungsverlust des Nationalstaats die Auflösung sämtlicher Makrostrukturen, die menschliches Verhalten und seine Aggregateffekte bestimmen. Problematisch wäre nur, wenn die Soziologie für diesen Wandel blind wäre" (Mayntz 1996, S. 60).

“Zu den reichen, von Dettling unentdeckten Schätzen im keineswegs ‘bodenlosen Fach’ gehört zugleich, daß sogar schon in soziologischen Theorieentwürfen zur Frage der ‘Individualisierung’ Tendenzen herausgearbeitet werden, die zeigen, daß die vermeintliche Individualisierung sehr engen gesellschaftlichen Mustern folgt. Antony Giddens, vor allem aber Niklas Luhmann und Pierre Bourdieu (...) haben herausgearbeitet, wie wenig ‘individuell’ die milieubestimmte Verankerung von Biographien und Selbststilisierungen ist” (Käsler 1996, S. 24).

Warum sollte eine Wissenschaft, die mit dem Anspruch angetreten ist, soziale Gesetzmäßigkeiten zu entdecken, mithin sozialen Wandel zu erklären, ihre Existenzberechtigung verlieren, sobald sich die Wandlungen tatsächlich vollziehen? “Es gibt keine langfristig sicherbaren soziologischen Erkenntnisse. Die Soziologie bewegt sich von Gegenwartsdiagnose zu Gegenwartsdiagnose (...) Soll man der Soziologie deshalb den Status der Wissenschaftlichkeit aberkennen? Was man nicht mit falsifizierbaren Methoden erfassen kann, soll einfach als unwirklich gelten: Ein bemerkenswertes Programm der Selbstverdummung, wird doch auch die soziale Institution Wissenschaft als unwirklich definiert. Physiker, Chemiker, Mediziner, Werkstoffwissenschaftler können diesem Modell zu folge zwar wissenschaftlich arbeiten aber nicht wissenschaftlich über sich selbst nachdenken” (Schulze 1996, S. 54). Denn dass der Soziologie durch einen gesellschaftlichen Wandel nicht die Themen ausgehen, die Chance neuer Erkenntnisgewinne eher zunimmt, verdeutlicht wiederum Schulze: “Wie Phantome in der Geisterbahn springen uns auf unserem Kurs durch die Zeit ständig neue Probleme an: Ökokrise, Ausländerhaß, Arbeitslosigkeit, Niedergang des Sozialstaats, Armut, Kriminalität, Massenuniversität, Entsolidarisierung, Medienkonzentration, Sinndefizit, Auflösung der Familie, Drogen, Kritikverdrossenheit, Korruption, Risiko Gentechnologie, Neuland Internet. Da muss es eine Wissenschaft geben, die den folgenden drei Fragen nachgeht: Was tun wir eigentlich? Was wollen wir? Wie können wir dies erreichen? Es liegt nahe, diese Wissenschaft ‘Soziologie’ zu nennen” (Schulze, 1996, S. 52).

Doch genau an dieser Vielzahl möglicher Forschungsfelder entzündet sich unter anderem der Streit um die Krise der Soziologie. Es geht dabei um nichts weniger als die Identität eines Faches, seine Zerfaserung in zigverschiedene Teilbereiche, die jeweils auch von anderen Wissenschaften untersucht werden (können) – zugegeben, aber nicht unter dieser Fragestellung. Diese Chance scheinen allerdings viele Soziologen nicht zu sehen: “Die wichtigste Frage heißt daher nicht: Was ist los mit der Soziologie?, sondern: Woher kommt heute eine öffentliche Wissenschaft, die uns hilft, die Umstände der Zeit, in der wir leben, besser zu verstehen? Es gibt (...) nach wie vor Soziologen, die man mit solchen Absichten beschreiben kann. Wenn ich im Blick auf die internationale Sozialwissenschaft die Frage beantworten sollte, würde ich allerdings vor allem auf zwei, vielleicht drei Kategorien von Wissenschaftlern verweisen, unter denen man heute aufregende Beiträge findet: Wirtschaftshistoriker, politische Ökonomen und Sozialanthropologen” (Dahrendorf 1996, S. 33).

Die Kritik an der forschersischen Praxis der Soziologie, wie sie in diesem Zusammenhang häufig erhoben wird, scheint teilweise berechtigt, sollte aber, wenn schon, dann intern diskutiert werden und zu einer Verbesserung, zu einem weitergehenden Konsens aus- und aufgearbeitet werden, der *über* den Teilbereichen bzw. den – durchaus zu kritisierenden – Tendenzen einer *allgegenwärtigen* quantitativen Sozialforschung steht. Schulze bringt das Problem auf den Punkt: "Der desolate Zustand der Zunft hat viele Gesichter. Manche sehen ihre Lebensaufgabe darin, die Aussage zu verbreiten, daß man nichts aussagen könne. Anderen kann der Schrebergarten ihres Wirklichkeitszugangs nicht winzig genug sein – Themeneingrenzung auf kleinste Karos als stolz in Szene gesetzte Moral geistiger Bescheidenheit. Manche sperren sich im heimeligen Archiv der eigenen Wissenschaftsgeschichte ein – Soziologie als Technik der Wirklichkeitsvermeidung. Da gibt es die Qualifikationsrituale der Zunft, in denen Textkenntnis mehr und mehr an die Stelle der Wirklichkeit tritt. Neben den unablässig sprudelnden Quellen einer sinnlosen So-und-so-viel-Prozent-Denken-so-und-so-Empirieschießen die thematischen Spezialisierungen in Teil-Soziologien immer üppiger ins Kraut. Wer kann einen Baum erkennen, den man in Streichhölzer zerlegt hat?" (Schulze 1996, S. 55).

Die Diskussion ist berechtigt, aber sie muss doch deswegen nicht in aller Öffentlichkeit als Selbsterfleischung ausgetragen werden. Was den meisten Kollegen abgeht, ist die Kunst einer positiven Selbstdarstellung, eine fundierte, aber deswegen noch lange nicht unreflektierte Selbstsicherheit – zumindest im öffentlichen Bereich. Das sollte rollentheoretisch eine Selbstverständlichkeit sein: Ein Zauberer, der nicht müde wird, ständig seine Tricks zu verraten, ist nicht nur langweilig, sondern auch dumm. Es wäre sinnvoll, eher einmal die Fortschritte öffentlich zu diskutieren, denn die gibt es, wenn auch in bescheidenem Ausmaß. Ich komme darauf noch zurück: Gerade der viel geschmähte, mindestens von der 1. und 2. Nachkriegsgeneration der Soziologen (vgl. Bolte/Neidhardt 1998; Fleck 1997) nicht gerade estimierte Diplomstudiengang bietet doch die Möglichkeit, eine größere Einheit des Faches zu gewährleisten. Jedenfalls sollte man, wenn man die Zukunft seines Faches diskutiert, auch die positiven Seiten darstellen – ich nehme mich da selbst nicht aus, denn:

Ich muss mich nun leider auch einreihen in die gerade angesprochene Kategorie derer, die vielfach zur Soziologie als wissenschaftlicher Disziplin und zur Soziologie als Beruf Stellung bezogen haben. Was mich bewegt, mich noch einmal dezidiert zu äußern, ist die Sorge um unser Fach. Nicht aber in dem Sinne, dass seine akademische oder berufliche Existenz trotz aller Widrigkeiten gefährdet wäre: Die Uhren lassen sich nicht mehr zurückdrehen. Trotz aller Reduzierungsbemühungen (die aber eher fiskalisch als substanziell motiviert sind, dabei aber durchaus den inferioren Status der Soziologie dokumentieren), eine Abschaffung der Soziologie ist geradezu denkunmöglich. Mir geht es vielmehr um die Vermutung und Befürchtung, dass ihr wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Status noch nicht jenes Maß erreicht hat, das unserer Disziplin zukommen könnte und sollte. Für diese Beurteilung kann es natürlich keinen absoluten

Maßstab geben; vielmehr ist die Betrachtung immer relational unter Bezugnahme auf andere wissenschaftliche Disziplinen und hier im Besonderen auf andere Sozialwissenschaften vorzunehmen.

Wenn man als Mensch älter wird, so heißt dies faktisch nichts anderes als einen Verlust an Zukunft hinnehmen zu müssen. Wenn eine Wissenschaft älter wird, so bedeutet die zurückgelegte Wegstrecke Erkenntnisgewinn mit der Chance, durch personalen Wechsel Innovationspotential in der Zukunft zu entwickeln und den Erkenntnisfortschritt zu mehren. Dieser setzt aber eine weitgehende Institutionalisierung der Wissenschaft ebenso voraus wie ihre gesellschaftliche Akzeptanz. Die mich bewegende Frage ist in diesem Zusammenhang: Haben die Soziologie und ihre Vertreter in der Vergangenheit alles hierzu getan und was bleibt in der Zukunft zu tun, unserer Disziplin ein Profil zu geben, das ihre gesellschaftliche Unverzichtbarkeit als kulturelle Selbstverständlichkeit erscheinen lässt.

Dieser Retro- und Prospektive möchte ich unter Rekurs auf Professionalisierungsüberlegungen nachgehen, wie sie insbesondere von Hesse (1968) thematisiert wurden und wie sie noch heute aktuell sind. Seine Überlegungen können wie folgt zusammengefasst werden. Professionalisierung oder Profession liegt bei Erfüllung der fünf folgenden Bedingungen vor:

- “1. Organisation der Berufsmitglieder in einem *eigenen Berufsverband*, der sich durch Selbstverwaltung, eigene Disziplinargewalt und durch die Entscheidung über die Regelungen zur Berufszulassung auszeichnet.
2. Ein *code of ethics* gilt für die Berufsangehörigen.
3. Die Berufsausübung basiert auf einer *theoretisch fundierten, lang andauernden Ausbildung*.
4. Der Beruf versteht sich als ein *Dienst an der Allgemeinheit*, er dient dem öffentlichen Wohl und der *Stabilität der Gesellschaft*.
5. Der Beruf zeichnet sich durch einen *hohen gesellschaftlichen Status* (Einfluss, Qualifikation, Prestige, Einkommen) aus (Lamnek 1993, S. 22).”

2 Berufsständische Organisation

Die altherwürdige Standesorganisation der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) hat seit ihrer Gründung 1909 eine wechselvolle Geschichte genommen, sich aber in der Bundesrepublik Deutschland sehr weitgehend konsolidiert und eine gewisse Anpassung an die veränderten gesellschaftlichen Erfordernisse vorgenommen. Durch eine ursprünglich numerische Begrenzung der Mitgliederzahl mit dem Aufnahmekriterium der Empfehlung bzw. Verbürgung für die potentiellen neuen Mitglieder (Patensystem) erfuhr sie einen doch exklusiven, elitären Charakter. Die zugleich Beschränkung auf den universitär-akademischen Bereich tat hierzu ein Weiteres. “Klein aber oho” könnte alltagssprachlich for-

muliert das Leitmotiv des "Standesverbandes" genannt werden. Eingedenk der Tatsache, dass die Gesamtzahl der Soziologen in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in Deutschland einerseits verschwindend klein, andererseits das formale Qualifikationsniveau sehr hoch war (Diplom-Soziologen gab es keine), war der Organisationsgrad ausgesprochen beeindruckend und eine gewisse Außenwirksamkeit des Verbandes dadurch gewährleistet. Auch die Reduktion auf den Berufsbereich der Universität und Forschungseinrichtungen konnte nicht einmal problematisiert werden, weil es außerhalb praktisch keine als Soziologen Beschäftigte gab.

Dieser durchaus befriedigende Zustand änderte sich sehr bald, als das Hauptfachstudium der Soziologie sowohl im Diplom- als auch im Masterstudiengang eingerichtet wurde und die Zahl der akademischen Graduierungen im Fach Soziologie zunächst noch langsam, dann aber rapide zunahm. Die quasi selbstverständliche Selbstbeschränkung der DGS erfuhr aus der Außenperspektive nun einen Abschottungs- und Schließungscharakter mit doch elitären Zügen. Die in großer Zahl "produzierten" Soziologen fanden keine zureichende Möglichkeit mehr, im akademischen Bereich beruflich unterzukommen, waren also auf den außeruniversitären Beschäftigungsbereich zunehmend angewiesen und hatten obendrein aufgrund der fehlenden Promotion keine Möglichkeit, sich berufsständisch zu organisieren. Die neuen beruflichen Praxisfelder und der Wunsch, auch mit einer "nur" ersten akademischen Qualifizierung Akzeptanz zu erfahren und die nun die akademisch Beschäftigtenzahl überschreitende Zahl der anderweitig außeruniversitär Berufstätigen führten zu dem Bedürfnis, sich zu organisieren. So entstand 1976 der Berufsverband Deutscher Soziologen (BDS), der sich dieser Klientel annehmen sollte. Mithin existierten seitdem zwei Standes- oder Berufsorganisationen, die mehr oder weniger keine Kenntnis voneinander nahmen, ganz zu schweigen von einer Kooperation (Ausnahme: siehe das Kapitel 3 zum Ethik-Kodex in diesem Beitrag). Dass die Deutsche Gesellschaft für Soziologie dabei eine höhere Wertschätzung als der Berufsverband Deutscher Soziologen erfuhr, lag im Wesentlichen an drei Bedingungen: Einmal ist die DGS der ältere Verband, der nunmehr fast auf ein Jahrhundert Tradition zurückblicken kann. Zum Zweiten ist das formale akademische Qualifikationsniveau höher als im Berufsverband, was den Status der DGS hebt, und drittens ist die Mitgliederzahl in der DGS auch aufgrund der historischen Entwicklung größer.

In der DDR gab es die Gesellschaft für Soziologie (GfS) als Standesorganisation der dort tätigen Soziologen (auch erst spät ins Leben gerufen). Sie machte keinen Unterschied zwischen universitär und außeruniversitär beschäftigten Soziologen, was aufgrund der geringen Zahl der ausgebildeten Soziologen (ca. 500) geradezu notwendig war. Mit der Vereinigung der beiden deutschen Staaten gab es dann drei Standesvertretungen für die Soziologen in Deutschland, so dass die Frage entstand, wie diese dreifache Konkurrenz in eine Kooperation transformiert werden könnte. Das Problem wurde dadurch gelöst, dass die GfS sich auflöste und ihre Mitglieder in unterschiedlicher (allerdings geringer) Zahl in die DGS bzw. den BDS eintraten.

Der damit wiederhergestellte Status quo ante in der Bundesrepublik Deutschland ist aus meiner Sicht aber gleichwohl unbefriedigend: Zwar könnte man davon ausgehen, dass zwischen den beiden Verbänden keine Konkurrenzrelation besteht, weil deren jeweilige Klientel sich nur partiell überlappt. Insoweit ist eher ein Komplementaritätsverhältnis gegeben, das zu einer fruchtbaren Kooperation führen könnte, die aber eigentlich nur sehr begrenzt praktiziert wurde. "Getrennt marschieren – vereint schlagen" hätte das Handlungsmotto sein können, doch eine solche Strategie ist bei einer zentralen Frage nur einmal, nämlich bei der Entwicklung des Ethik-Kodex gelungen. Andererseits ist es – gerade bei der Heterogenität unserer Disziplin – im Sinne einer gesellschaftlichen Wirksamkeit, gleichgültig in welchen Bereichen man sie ansiedelt – eher notwendig, unisono zu sprechen und die Interessen kompakt zu artikulieren. Dies geschah in der Umbruchsituation der Wiedervereinigung, als die Soziologie in den neuen Bundesländern "wegzubrechen" drohte: "Die drei Soziologieverbände haben gerade deshalb eine 'Gemeinsame Erklärung zur Situation der Soziologie in den neuen Bundesländern' veröffentlicht, in der sie ihre Forderungen verdeutlichen" (Lamnek 1991, S. 80). Mindestens im Universitätsbereich ist die Soziologie in den neuen Bundesländern zureichend repräsentiert, nicht selten besser als in den alten Bundesländern. Eine erfolgreiche Interessenvertretung gelingt umso eher, je größer die Organisationsquote ist. Sowohl der Organisationsgrad als auch die absolute Zahl der Mitglieder in einem Verband determinieren in entscheidender Weise seine gesellschaftliche Wirksamkeit und die Akzeptanz der vertretenen Disziplin. Dies ist nicht nur eine Frage der großen Zahl, sondern auch eine der daraus resultierenden finanziellen Ressourcen eines Verbandes. Größere Mitgliederzahlen bringen mehr Einnahmen durch Beiträge, während andererseits bei einer sehr großen Mitgliederzahl die Beiträge sogar gesenkt werden könnten, was die Attraktivität des Verbandes und den Organisationsgrad erhöhen und in der Folge die gesellschaftliche Wirksamkeit weiter verbessern könnte.

Es war sicherlich nicht nur dieses Argument, das den Vorstand der DGS dazu jüngst bewegen hat, die bislang recht strenge Handhabung der Aufnahme von Neumitgliedern zu liberalisieren. "Von nun an sollen auch nicht promovierte Soziologinnen und Soziologen auf Antrag dann aufgenommen werden, wenn sie ein abgeschlossenes Studium im Hauptfach Soziologie und eine Anstellung als soziologische(e) wissenschaftliche(r) Mitarbeiter(in) in einem Hochschulinstitut oder in einem Forschungsprojekt nachweisen können" (Hradil 1998, S. 65). Diese Entscheidung, die zunächst für eine Erprobungsphase bis Herbst 1999 gilt, ist zweifelsfrei zu begrüßen, konzidiert sie doch, dass diplomierte Soziologen nun auch als vollwertige Soziologen anerkannt werden. Auf der anderen Seite ist die Einschränkung auf "Hochschulinstitute und Forschungsprojekte" ein Festhalten an der ausschließlich akademischen Rekrutierung und zu restriktiv. Gleichwohl wird eine – wie ich vermute – nicht unbeträchtliche Zunahme in der Mitgliedschaft eintreten. Ausgeschlossen bleiben aber nach wie vor jene Soziologen, und das ist die große Majorität, die in nicht universitären Beschäftigungsbereichen einer beruflichen Tätigkeit nach-

gehen – und dies ist zu bedauern. Die Auffassung von Clausen: “Eine Gesellschaft wie die unsere muß auf sich sehen, nicht ihre eigene Mitgliedschaft abwerten und alle ranlassen; sie achtet sich sonst selbst nicht genug” (Clausen 1998, S. 50) kann ich in diesem Kontext nicht nachvollziehen.

Weil ich diese Situation für unbefriedigend und problematisch halte und weil ich davon ausgehe, dass ein hoher Organisationsgrad wünschenswert ist – nicht als Selbstzweck sondern als Mittel zum Zweck – sollten die beiden Verbände Überlegungen anstellen, welche Möglichkeiten einer wie auch immer gearteten Kooperation evtl. sogar als Fusion bei partieller Selbstständigkeit (z. B. Berufsverband Deutscher Soziologen in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie) und fruchtbarer Zusammenarbeit sich ergeben. Die ursprüngliche Idee, die auch teilweise realisiert wurde, dass zu den jeweiligen Vorstandssitzungen der Verbände der jeweils andere Vorsitzende als Gast geladen wird, ist leider – aus welchen Gründen auch immer – eingeschlafen. Als ich BDS-Vorsitzender war, genoss ich das Privileg, gelegentlich als Gast partizipieren zu dürfen. Die Tatsache, dass wir in der Zwischenzeit eine gemeinsam kodifizierte Disziplinargewalt haben, sollte aber doch zukunftsweisend sein. Auf dem Weg in eine weitergehende Professionalisierung und in der Folge einer erhofften zunehmenden gesellschaftlichen Anerkennung und Wirksamkeit unserer Disziplin sollten Kooperationsmöglichkeiten gesucht und entsprechende organisatorische Kooperationsformen gefunden werden können. Ein Gedankenaustausch als erster Anstoß hierzu tut not. Dass dies gelegentlich doch fruchtbringend ist, zeigt z. B. der Vorstoß von Hitzler (vgl. 1997, S. 49), als er die Sektionsarbeit in der DGS und die Frage der Promotion als Mitgliedschaftskriterium thematisierte und damit nun (partiell) erfolgreich war.

3 Disziplinargewalt des Verbandes

Der von DGS und BDS (und partiell GfS) vor nunmehr sieben Jahren gemeinsam erarbeitete Ethik-Kodex und die darauf aufbauende Satzung der Ethik-Kommission sowie die seit nunmehr sechs Jahren existierende gemeinsam konstituierte Ethik-Kommission selbst sind das erste und beste Beispiel einer Kooperation zwischen den beiden Verbänden, die zu ganz manifesten wissenschafts- und professionspolitisch bedeutsamen Konsequenzen geführt hat. Dieses Beispiel sollte auch für andere Bereiche Schule machen.

Obgleich die Akzeptanz von Ethik-Kodex und Ethik-Kommission – operationalisiert über das Abstimmungsverhalten der jeweiligen Verbandsmitglieder – als aus meiner Sicht unerwartet hoch bezeichnet werden kann, gab es innerhalb der scientific und professional community durchaus auch kritische Stimmen, ja auch grundsätzliche Ablehnungen. Andererseits belegt die Praxis, dass die damals artikulierten Befürchtungen (z. B. Denunziantentum werde gefördert, Konflikte würden geschürt etc.) falsifiziert wurden. Vielmehr zeigt sich, dass ein sehr begründeter, zurückhaltender und verantwortungsvoller Gebrauch

der Vorschriften gemacht wird, wie auch möglicherweise der Ethik-Kodex selbst die erhoffte präventive Wirkung zeitigt.

Die Etablierung dieses wichtigen berufs- und professionspolitischen Elementes erfährt ihre außersozilogische Bestätigung dadurch, dass die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) nunmehr ihre Drittmittelvergabe davon abhängig macht, dass die Hochschulen sich "Regeln guter wissenschaftlicher Praxis" geben, kodifizieren, überwachen und sanktionieren. Zudem heißt es in der Empfehlung 10: "Wissenschaftliche Fachgesellschaften sollen für ihren Wirkungsbereich Maßstäbe für gute wissenschaftliche Praxis erarbeiten, ihre Mitglieder darauf verpflichten und sie öffentlich bekannt geben" (DFG 1998, S. 18). In den Erläuterungen zu dieser Empfehlung 10 der DFG heißt es weiter: "Eine Anzahl von deutschen Fachgesellschaften hat in ihren Statuten oder selbständig auf deren Grundlage teils allgemeine, teils auch fachspezifische Verhaltenskodizes, insbesondere für die Forschung, festgelegt und veröffentlicht, wie dies in den USA seit längerer Zeit üblich ist, so beispielsweise (...) die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (...) und andere" (1998, S. 18). Einerseits ist dabei interessant, dass hier nur die DGS benannt wird, obgleich der BDS gleichwertig beteiligt war und ist (siehe oben), andererseits wird die Vorreiterfunktion der Soziologie positiv gewürdigt. In diesem Kontext soll ein kleines aperçu nicht verschwiegen werden: Als die Ethik-Kommission der Soziologie mit einem Fall befasst war, der auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft tangierte, hatten wir uns bemüht, den Ethik-Kodex bei der Vergabe von Forschungsmitteln durch die DFG grundsätzlich zu einem vertraglichen Bestandteil zu machen. Dies wurde von der DFG (mit zum Teil begründeten Argumenten) zurückgewiesen. Kaum aber wird ein schwerwiegender Fall wissenschaftlichen Fehlverhaltens (Fälschung von Daten) aus dem naturwissenschaftlichen Bereich (Biomedizin/Krebsforschung) bekannt und öffentlichkeitswirksam, fordert die DFG genau das von den Universitäten ein, was wir damals angedient hatten, aber zurückgewiesen wurde. Ich denke, dass sich auch in diesem Beispiel der relativ niedrige Status der Sozialwissenschaften und der Soziologie manifestiert.

Im Kontext des Ethik-Kodex muss leider auf einen weiteren kritischen Punkt verbandlicher (Öffentlichkeits-)Arbeit aufmerksam gemacht werden: Die Ethik-Kommission hat die Vorstände von DGS und BDS mehrfach gebeten, tätig zu werden, um auch für Soziologen die Frage des Schweigerechts und der Schweigepflicht, auch des Zeugnisverweigerungsrechts in den Katalog des Strafrechts aufnehmen zu lassen. Dass hier bislang nichts geschehen ist (und die Soziologie hier einen schlechteren Status als z. B. die Sozialarbeit hat), ist keineswegs intendiert. Vielmehr vermute ich, dass (siehe oben) die beiden Verbände diesbezüglich nicht kooperiert haben und der eine auf den anderen sich verlassen hat. Auch ist denkbar, dass durch Personalwechsel im Vorstand nach Wahlen die Idee und Bitte einfach in Vergessenheit geraten sind.

Diese Tatsache bringt mich noch einmal zurück zur Frage der verbandlichen Organisation: Würde man durch Öffnung bzw. Kooperation der Verbände einen größeren Organisationsgrad mit weitergehenden finanziellen Ressourcen eröffnen, so würde dies auch

dazu führen können, dass die bislang ehrenamtliche und ausgesprochen belastende Arbeit (zeitlich wie sachlich und psychisch) professionalisiert werden könnte. Eine Geschäftsstelle mit einem hauptamtlichen Geschäftsführer (auch halbtags) haben zu können, würde nicht nur den Vorstand massiv entlasten, sondern die Arbeit professionell gestalten und öffentlichkeitswirksamer werden lassen. Die Professionalisierung des Verbandes und der Verbandsführung würde auch die Professionalisierung der Soziologie vorantreiben können.

4 Die Soziologieausbildung

Dass die ersten Soziologen von ihrer Ausbildung her keine Soziologen waren und gleichwohl zu Klassikern der Soziologie wurden, ist ein historisches Faktum und bekannt. Dass auch die ersten Nachkriegssoziologen aus der Jurisprudenz, der Ökonomie oder der Philosophie hervorgegangen und gleichwohl gute Soziologen geworden sind, ist ebenfalls unbestritten. Dass aber in den "Erinnerungen westdeutscher Hochschulprofessoren der Nachkriegsgeneration" (Bolte/Neidhardt 1998) nur einer, nämlich Karl Martin Bolte, sich zur Hauptfachausbildung Soziologie und dem Diplomstudiengang bekennt, ist eine für mich durchaus sehr ärgerliche Tatsache. Etwas böse formuliert könnte man das traditionale Element unterstellen: "Wir haben keine Hauptfachausbildung Soziologie benötigt, also brauchen es die nachfolgenden Generationen auch nicht". Ist diese Formulierung sicher polemisch, so macht sie gleichwohl deutlich, dass die veränderten gesellschaftlichen Bedingungen offenbar nur begrenzt Eingang in die (heutigen) Überlegungen der "Nachkriegssoziologen" gefunden haben.

Man mag es ja beklagen, dass bislang in der Bundesrepublik Deutschland mindestens 20.000 Soziologen auf den Arbeitsmarkt geworfen wurden, aber es handelt sich wenigstens um solche, die einen gewissen Standard der Ausbildung erfahren haben. Soziologie als "Nebenfach par excellence", wie es Dahrendorf mehrfach formulierte, erfährt seine Berechtigung aber dort, wo es nicht mit Ausschließlichkeitsanspruch auftritt. In der Tat ist die Soziologie für die verschiedensten Hauptfachdisziplinen (exemplarisch seien nur die Medizin und das Recht genannt) hilfreich, ja notwendig, doch bedeutet diese Aussage keineswegs, dass der Profi-Hauptfachsoziologe überflüssig wäre.

Und noch einmal sei Dahrendorf kritisch zitiert, wonach "die außerordentliche Expansion der Soziologie in den 60er und 70er Jahren (...) ein Fehler [war]. Sie hat eine Hochschuldisziplin ohne Disziplin hervorgebracht, deren innere Anomie Qualitätsmaßstäbe relativiert" (Dahrendorf 1989, S. 9). Das äquivokale Wort "Disziplin" kann in diesem Zusammenhang zweierlei bedeuten: Einmal, dass das Hochschulfach keine eigentlich wissenschaftliche Disziplin (zum Beispiel ohne Gegenstand oder ohne Akzeptanz), zum anderen aber auch ohne gesittete Ordnung wäre, worauf der Begriff der Anomie verweisen könnte. Beide Deutungen könnten zutreffen: Zur damaligen Zeit war weder die Disziplin

in der Ausbildung entsprechend kanonisiert und harmonisiert noch gab es – gerade in der Folge der 68er-Jahre – eine wissenschaftlich-akademische Selbstdisziplin mit einem gewissen Verbindlichkeitsgrad, der auch realisiert worden wäre. Dies allerdings kann für die heutige Situation keineswegs mehr angenommen werden. Vielmehr ist durch Rahmenvereinbarungen der Hochschulrektorenkonferenz und der Kultusministerkonferenz eine gewisse Regelungsdichte im Fach Soziologie durch Rahmenordnungen sowohl im Diplom- als auch im Magisterstudiengang vorgegeben, die in Umsetzung und Realisierung sicher universitätsspezifisch unterschiedlich weit geht, die aber doch den zuvor herrschenden Mangelzustand partiell kompensiert hat. Die sehr weitgehende Heterogenität (mancherorts konnte man auch von Anarchie reden) wurde von einer tendenziellen Homogenität abgelöst, die auch dazu beiträgt (mindestens es tun sollte), das Profil und die Identität des Faches universitätsintern wie in der Öffentlichkeit zu vermitteln und zu schärfen. Dem steht nicht entgegen, dass es Vielfalt und Vielfältigkeit nach wie vor gibt, die fast disziplinnotwendig ist.

Die für eine Professionalisierung von Hesse (1968) reklamierte "theoretisch fundierte lang andauernde Ausbildung" kann mittlerweile für die Soziologie als erfüllt gelten. Dies ist nicht etwa zynisch gemeint, weil Soziologie-Studenten (so das Image) überdurchschnittlich lange Studienzeiten aufwiesen oder weil es eine Vielzahl theoretischer Ansätze und Schulen und damit eine besonders breite Fundierung gäbe, sondern vielmehr tatsächlich deshalb, weil es gelungen ist, eine gewisse Regelungsdichte in der Ausbildung herbeizuführen und die Studienzeiten, wie auch die Disziplin insgesamt, seitens der Kultusbürokratie akzeptiert und respektiert wurden. Dies ist eine notwendige, aber keine hinreichende Voraussetzung für die Professionalisierung der Ausbildung.

Partiell konterkariert wird dieser Sachverhalt aber dadurch, dass die Berufschancen für Soziologen nur begrenzt sind. Dies ist nicht etwa der Tatsache geschuldet, dass es kein homogenes Berufsbild gibt – tatsächlich eröffnen die vielen beruflichen Einsatzmöglichkeiten weitergehende Chancen auf dem Arbeitsmarkt – sondern dies ist vielmehr Ausfluss eines mangelnden Vorstellungsvermögens von der Leistungsfähigkeit der Soziologie oder unbegründeter Vorurteile oder gar Vorurteile. An deren Abbau muss nach wie vor gearbeitet werden, um die Professionalisierung voranzutreiben. Wenn Dahrendorf die "außerordentliche Expansion des Faches" als Fehler bezeichnet, so würde ich ihm nur folgen, wenn sich seine Aussage auf das Adjektiv "außerordentlich" bezieht. Die Expansion als solche war, wie sich unschwer zeigen ließe (vgl. oben), nicht nur für die Disziplin, sondern auch für die gesellschaftliche Entwicklung von nicht unerheblicher Bedeutung. Der tatsächlich gravierende Zuwachs an Studentenzahlen war sicherlich nicht zuletzt auch auf die Einführung der Hauptfachstudiengänge zurückzuführen. (Zur Entwicklung der Soziologie in den alten Bundesländern vgl. Gernand/Schürmann 1993.).

"Ein Fehler bleibt selten allein. Soziologie als Hauptfach des Studiums war ebenfalls falsch. Da sind Erwartungen geweckt worden, die niemand einlösen konnte" (Dahrendorf 1989, S. 9). Ich weiß nicht, wer welche Erwartungen geweckt hat (implizit oder explizit),

aber es ist davon auszugehen, dass die Studierenden mit Vorstellungen, Erwartungen und Hoffnungen in das Hauptfachstudium gegangen sind. Dass solche sowohl im Studium als auch im Beruf da oder dort enttäuscht werden, ist "normal". Dass die Hauptfachausbildung, was Dahrendorf möglicherweise unterstellt, nicht quasi automatisch und ohne zeitliche Verzögerung sowie ohne substanzielle Friktionen in eine berufliche Position mündet, ist nicht allein disziplinspezifisch begründet. Hohe Arbeitslosenquoten gibt es auch in naturwissenschaftlichen und noch höhere in geisteswissenschaftlichen Disziplinen. Die leider zum Strukturmerkmal unserer Gesellschaft gewordene Arbeitslosigkeit trifft aufgrund des Fahrstuhleffektes natürlich auch Akademiker. Dass hohe Arbeitslosenquoten einer akademischen Disziplin deren Professionalisierung abträglich sind, bedarf keiner weiteren Ausführungen. Dass die frühere Geradlinigkeit Studium → Beruf in fast allen Ausbildungs- und Beschäftigungsbereichen zukünftig nicht mehr in dieser Weise gilt, ist einerseits einem permanenten sozialen Wandel geschuldet, andererseits auf technologische Entwicklungen, Internationalisierung und Globalisierung zurückzuführen und trifft alle beruflichen Tätigkeiten (wenngleich nicht gleichermaßen).

Insgesamt wäre festzuhalten, dass trotz einiger Irritationen, Inkompatibilitäten und manchmal auch Friktionen die hochschulpolitischen Voraussetzungen für eine gute und gesellschaftlich akzeptierte Ausbildung der Soziologen geschaffen sind, so dass der Blick in die Zukunft nicht ohne Hoffnung und Optimismus bleibt.

5 Soziologie als Dienst an der Allgemeinheit

Die vielleicht etwas pathetisch anmutende Abschnittsüberschrift wird mit Blick auf die Soziologie sehr schnell relativiert, wenn man den "Dienst an der Allgemeinheit" durch das "öffentliche" Wohl und die "Stabilität der Gesellschaft" ergänzt. Nicht erst seit den 68er-Jahren wissen wir, dass – so das Image und teilweise die Fakten – die Soziologie nicht notwendigerweise ein gesellschaftsstabilisierendes Element abgeben muss. Vielmehr haben Soziologen in der Geschichte vielfach gesellschaftskritische Positionen eingenommen und in entsprechender Weise gewirkt. "Natürlich stört die Soziologie. Sie stört, weil sie enthüllt. Darin unterscheidet sie sich in nichts von den anderen Wissenschaften. 'Es gibt keine Wissenschaft ohne das Verborgene' sagt Gaston Bachelard. Doch dieses Verborgene ist besonderer Art. Häufig handelt es sich um ein Geheimnis – das man wie manche Familiengeheimnisse gar nicht lüften möchte – oder eher noch um etwas Verdrängtes. Namentlich, wenn es Mechanismen oder Praktiken betrifft, die dem demokratischen Credo allzu offen widersprechen" (Bourdieu 1996, S. 70).

Mag dies langfristig durchaus zum Erhalt und zur Stabilität der Gesellschaft beigetragen haben, so wird doch kurzfristig die Soziologie wohl eher als störendes Element der Gesellschaft perzipiert. Tradierte Sachverhalte werden kritisch hinterfragt, gesellschaftliche Wandlungsprozesse beschrieben und analysiert und gelegentlich normative

Forderungen zur gesellschaftlichen Umgestaltung formuliert. Aber sieht man einmal von einzelnen gesellschaftstheoretischen Positionen ab, die die Überwindung unserer Gesellschaft und/oder eine andere wollen – solche Stimmen sind übrigens nach dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus nur noch sehr begrenzt zu hören – so ist soziologiekritische Betrachtung im Wesentlichen systemkritisch-immanent. Die gesellschaftsgestaltende Funktion der Soziologie ist faktisch (nicht notwendigerweise ideologisch) eindeutig dominant. Der Dienst der Soziologie an der Allgemeinheit lässt sich – über eine Vielzahl von Indikatoren operationalisiert – durch die historische Entwicklung aufweisen und nachzeichnen:

Der Dienst an der Allgemeinheit ist zunächst einmal sehr einfach über den Bereich der soziologischen Lehre zu fassen. Es war “die Lehre, über die der Ausbau der Soziologie begründet wurde. Ich verweise hier nur schlagwortartig auf die Einführung des Sozialkundeunterrichts an Schulen bzw. die generelle Versozialwissenschaftlichung schulischer curricula und an die soziologischen Importe akademischer Nachbardisziplinen” (Wingens 1997, S. 10). Tatsächlich ist die Einführung und die konkrete Ausgestaltung des Sozial- bzw. Gemeinschaftskundeunterrichts an den Schulen (insbesondere Sekundarstufe I und II) unter tätiger Mitwirkung von Soziologen – insbesondere ist hier Karl Martin Bolte zu nennen – erfolgt. Die Einführung der Soziologie in diesem Bereich im Kontext der akademischen Ausbildung hat eine sehr weitgehende Multiplikatorfunktion (gehabt). Leider wird gegenwärtig diesbezüglich allorten zurückgefahren. Die Möglichkeit und manchmal sogar die Notwendigkeit, Soziologie als Nebenfach in der akademischen Ausbildung zu wählen (Medizin-, Rechtssoziologie), verweist auf eine weitgehende Akzeptanz der Notwendigkeit der Soziologie und gerade bei den eben genannten Professionen auf den Dienst an der Allgemeinheit, den Soziologie offenbar doch zu leisten vermag.

Soziologische Terminologie und Erkenntnisse haben weiterhin vielfach Eingang in den Alltag gefunden, möglicherweise massenmedial vermittelt über die Journalisten und deren Ausbildung. Gäbe es hier keinen, wie auch immer motivierten Bedarf, wäre eine solche Entwicklung nicht eingetreten bzw. sie würde gestoppt werden. Dies ist gegenwärtig aber nicht erkennbar. Alle Lebensbereiche wurden “soziologisiert”.

Im Bereich der Politik und Politikberatung hat die Soziologie ebenfalls an Einfluss hinzugewonnen. Nicht nur aufgrund der Tatsache, dass einige (wenige) Politiker von ihrer Ausbildung her Soziologen sind, sondern auch deshalb, weil soziologisches Know-how – insbesondere auch das handwerkliche Element der Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung – vielfach zur Entscheidungsfindung und Unterstützung genutzt wird. Zunehmend werden auch Soziologen als Berater in diversen politischen Gremien eingesetzt und als Gutachter für gesellschaftliche Fragen und Probleme beschäftigt. Kann man sich gelegentlich auch nicht des Eindrucks erwehren, dass hinter dieser positiven Entwicklung schon Legitimationszwecke stehen, so manifestiert sich hierin doch auch ein gewisser “Verwertungszusammenhang” unserer Disziplin, der gleichwohl das gesellschaftspraktische Wirksamwerden unseres Fachs dokumentiert.

Wir können also festhalten, dass die Soziologie trotz gesellschaftskritischer Position (man könnte auch sagen: gerade ihretwegen) einen Dienst an der Allgemeinheit derart leistet, dass sie zur langfristigen Stabilität der Gesellschaft beiträgt, indem der Finger auf die gegenwärtigen Wunden zum Zwecke der Heilung gelegt wird.

Die selbstzerfleischende, masochistische Art des Umgangs mit der eigenen Disziplin, wie sie allzu oft leider auch öffentlich betrieben wird, ist professions- und professionalisierungsschädlich und sollte unterbleiben. Die interne Auseinandersetzung um Gegenstände, Phänomene, Positionen, Ausbildung, Theorie etc. darf keineswegs unterbunden werden, führte dies doch zu einem unproduktiven Stillstand. Solche Diskussionen müssen aber fachimmanent und öffentlichkeitsfern geführt werden, um nach außen hin ein relativ homogenes Bild abzugeben, das einer positiven Imagebildung und der weitergehenden Professionalisierung dienen kann. Die öffentliche Diskussion um Wert oder Unwert der Soziologie (vgl. Fritz-Vannahme, 1996), die übrigens – mit welcher Intention auch immer – nicht allzu selten von Nicht-Soziologen initiiert wird, muss unterbleiben.

6 Der gesellschaftliche Status des Berufs

Ob es *den* Beruf des Soziologen gibt, ist umstritten. Nachdem kein einheitliches Berufsbild existiert, ist wohl die Formulierung "Berufsbilder von Soziologen" treffender. Damit ist, sowohl vom Gegenstand als auch von der Tätigkeit her, eine gewisse Heterogenität gegeben, die einem einheitlichen Berufsbild tendenziell zuwiderläuft. Ein solches wäre aber für die Professionalisierung von entscheidender Bedeutung. Eine gewisse Homogenisierung in den Kernbestandteilen beruflicher Tätigkeit wäre zweifelsohne hilfreich, wie ein Blick auf professionalisierte Disziplinen nahelegt: Trotz der Vielfältigkeit medizinischer Fachqualifikationen und trotz der Spezialisierungen im Anwaltsberuf und in der Gerichtsbarkeit bleiben bei diesen Professionen gemeinsame Merkmale erhalten und so dominant, dass die Diversifikation letztlich relativ unbedeutend wird. Wenn es in der Soziologie gelänge, zu einem gemeinsamen Nukleus zu gelangen (im Bereich der Ausbildung haben wir dies tendenziell schon erreicht), so wäre für das Fach und seine Professionalisierung viel gewonnen.

Die Frage, ob Soziologie als Beruf einen hohen gesellschaftlichen Status erfährt, ist nur schwer zu beantworten. Möglicherweise ergibt sich die Statuszuweisung stärker aus der eingenommenen beruflichen Position (z. B. Studienleiter, Universitätsprofessor, Marktforscher etc.) als durch die soziologische Ausbildung und Qualifikation an sich. Jedenfalls gilt, dass Soziologen innerhalb gewisser Differenzierungen und Nuancierungen durchaus unter adäquater Berücksichtigung ihrer akademischen Qualifikation entlohnt werden. Auch genießen sie als Akademiker die ihnen zukommende Wertschätzung, wenngleich nicht zu leugnen ist, dass andere akademische Disziplinen in der Prestigeskala höher angesiedelt sind. Mindert dies die Professionalisierungschancen, so ist aber – gerade im

Vergleich z. B. mit anderen sozialwissenschaftlichen Fächern – die Positionierung der Soziologie so schlecht wieder nicht. Gerade auch der Blick über den nationalen Tellerrand hinaus verdeutlicht die Relativität manch harten Urteils zur deutschen Situation der Soziologie (vgl. Lamnek 1995).

Als einen Indikator für die fehlende oder auch nur reduzierte Identität des Faches Soziologie führt Wogens (1997, S. 14) die statistischen Definitionen der amtlichen Statistiken an. Hier firmiert die Soziologie als Subkategorie diverser Sammelbezeichnungen, gelegentlich sogar als Residualkategorie. Eine gewisse identitätsstiftende Funktion für das Berufsbild des Soziologen wird von Wogens allerdings noch "im Bereich der Datenverarbeitung und Methoden" (1997, S. 14) gesehen. Hier ergäbe sich wieder ein Ansatzpunkt für professionspolitische Aktivitäten der Verbände: Die getrennte amtlich-statistische Erfassung der Soziologie würde ihre gesellschaftliche Sichtbarkeit erhöhen (was zugegebenermaßen gelegentlich auch kontraproduktiv sein könnte; die Güterabwägung dabei sollte aber zu Gunsten eines höheren Selbstbewußtseins der Soziologie ausfallen) und zur Identitätsbildung beitragen.

Tatsächlich sind die Soziologen aber noch weit davon entfernt, in beruflicher Arbeit einen besonders hohen gesellschaftlichen Status zu erfahren, doch wird man auch im Längsschnitt sagen können, dass sich hier in den letzten 30 Jahren eine positive Entwicklung abgezeichnet hat. Hieran weiter zu arbeiten; ist auch eine vornehmliche Aufgabe der Verbände.

7 Fazit

"Was ist eigentlich Soziologie und was kann man damit machen?" Dies ist wohl eine der häufigsten Fragen die an Soziologiestudenten, aber auch an Soziologen gerichtet wird. Kaum jemand weiß, was man sich unter Soziologie vorstellen soll und selbst diejenigen, die etwas mit dem Begriff anfangen können, klassifizieren die Soziologie oft als brotlose Kunst, als Elfenbeinturmforschung, die in der gesellschaftlichen Praxis kaum von Bedeutung ist. Selbst die empirische Sozialforschung als genuiner methodischer Bestandteil der Soziologie wird nicht notwendigerweise mit diesem Fach assoziiert.

Soziologische Erkenntnisse werden, sofern sie mit dem Alltagsverständnis übereinstimmen, oft als Selbstverständlichkeiten belächelt und ihre sprachliche Gestaltung kritisiert: "Soziologie ist das, was jeder weiß, so ausgedrückt, dass es kein Mensch versteht." Widersprechen die Befunde dem Alltagsverständnis, werden sie bestenfalls ignoriert; nicht selten aber auch als blödsinnig oder unwissenschaftlich hingestellt. Dieses negative Image der Soziologie kann allerdings nicht der (nicht zureichend soziologisch vorbelasteten) Öffentlichkeit zum Vorwurf gemacht werden. Tatsächlich sind die Soziologen an diesem (Zerr-)Bild nicht unbeteiligt. Insoweit sind alle Soziologen aufgefordert sich an der Revision dieses Images aktiv zu beteiligen. Nur wenn es gelingt, hier

eine öffentlichwirksame Verbesserung herbeizuführen, hat die Soziologie eine weitergehende Professionalisierungschance.

Rekapitulieren wir die fünf Professionalisierungselemente, so ergibt sich – wie könnte es bei der Soziologie anders sein – ein heterogenes Bild:

Die seit der Einführung der Hauptfachausbildung in Soziologie und insbesondere der Diplomstudiengänge nachzeichenbare Entwicklung der (insbesondere im Grundstudium) Harmonisierung und Homogenisierung – bei aller zugestanden individuellen Freiheiten in Lehre und Forschung – und dabei auch eine gewisse Regelungsdichte haben dazu geführt, dass das akademische Fach Soziologie sowohl inneruniversitär als auch im außeruniversitären Beschäftigungsbereich und in der Öffentlichkeit eine (kleine) Verbesserung in der Wertschätzung erfahren hat. Das Qualifikationspotential wurde in der Ausbildung wie auch in der beruflichen Praxis erhöht, wovon Soziologie und Gesellschaft profitieren.

Der vor sechs Jahren verabschiedete *code of ethics* und das Tätigwerden der *Ethik-Kommission* haben der Soziologie einen deutlich ernsthaften Selbstkontrollcharakter verliehen, der öffentlich positiv gewürdigt wird und im Zusammenhang mit den anderen Professionalisierungselementen mit dazu beigetragen hat, die Soziologie in einem günstigeren Licht erscheinen zu lassen.

Die Penetration der Soziologie in diverse Disziplinen und Beschäftigungsbereiche zeugt von einer hohen Substitutionskonkurrenz, die nur auf der Basis weitgehender fachlicher und beruflicher Kompetenz erfolgen kann. Insoweit manifestiert sich hierin gesellschaftliche Anerkennung, wenngleich noch nicht ausreichend verbreitet. Die berufliche Verwertbarkeit soziologischer Kompetenz wird zunehmend akzeptiert und darüber hinaus anerkannt. Insoweit ist auch in diesem Bereich eine positive Entwicklung zu verzeichnen.

Mit der quantitativ zunehmenden Beschäftigung von Soziologen steht bei adäquater Berufsausübung, die aufgrund weitergehender Qualifikation gewährleistet sein sollte, zu erwarten, dass auch der gesellschaftliche Status des Soziologen und der Soziologie eine Verbesserung erfahren wird. Dies ist allerdings kein Selbstläufer, kein Automatismus, auf den man sich verlassen könnte. Tatsächlich ist hier entsprechende Öffentlichkeitsarbeit zu leisten, die bislang bei beiden Verbänden eher im Argen lag. Ob man die neuerdings so genannten "Soziologiekongresse der DGS" oder die "Tagungen für angewandte Sozialforschung des BDS" nimmt, beidemale sind Verbesserungen nicht nur nötig, sondern sehr leicht möglich. Die bislang praktizierte Öffentlichkeitsarbeit war, so es sie überhaupt gegeben hat, eher reaktiv und nicht proaktiv. Ähnlich wie das die Soziologen individuell bei dem Versuch der Berufseinmündung praktizieren, nämlich aktiv zu professionalisieren, indem sie sich neue Berufsfelder eröffnen, wäre hier von den beiden Verbänden zu erwarten, eine offensive(re) Strategie zu fahren.

Damit kommen wir zum Ausgangspunkt der Verbandsarbeit zurück. Es ist unstrittig, dass universitär und außeruniversitär tätige Soziologen unterschiedliche Tätigkeitsstruk-

turen, divergente Berufsprojektionen, heterogene Arbeitsverhältnisse, multiple Abhängigkeiten und mithin unterschiedliche Interessen haben und vertreten wollen. Ob dies allerdings notwendigerweise in zwei Verbänden geschehen muss, ist eine noch zu beantwortende Frage. Zwar habe ich keine endgültige Antwort, doch könnte ich mir sehr gut vorstellen, dass im Zuge oben geschilderter denkbarer Maßnahmen der Integration beider Verbände diese nicht nur dazu geeignet wären, die Verbandsarbeit selbst zu professionalisieren, sondern auch die Professionalisierung der Soziologie voranzutreiben. In welcher Organisationsform eine solche Integration erfolgen kann, damit sollten sich die Verbände befassen und auseinandersetzen. Das öffentliche Krisengerede muss jedenfalls als *conditio sine qua non* aufhören. Think positive!

Literatur:

- Beck, Ulrich, 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.
- Bolte, Karl Martin; Neidhardt, Friedhelm (Hrsg.), 1998: Soziologie als Beruf. Erinnerungen westdeutscher Hochschulprofessoren der Nachkriegsgeneration. Baden-Baden.
- Bourdieu, Pierre, 1996: Störenfried Soziologie. In: Fritz-Vannahme, Joachim (Hrsg.): Wozu heute noch Soziologie? Opladen, S. 65-70.
- Clausen, Lars, 1998: Vivant sectiones. In: Soziologie 1/1998, S. 49-51.
- Dahrendorf, Ralf, 1989: Einführung in die Soziologie. In: Soziale Welt 40, H. 1/2.
- Dahrendorf, Ralf, 1996: Die bunden Vögel wandern weiter. In: Fritz-Vannahme, Joachim (Hrsg.): Wozu heute noch Soziologie? Opladen, S. 31-36.
- Detting, Warnfried, 1996: Fach ohne Boden. In: Fritz-Vannahme, Joachim (Hrsg.): Wozu heute noch Soziologie? Opladen, S. 11-20.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft, 1998: Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis. Weinheim.
- Fleck, Christian (Hrsg.), 1996: Wege zur Soziologie nach 1945. Opladen.
- Fritz-Vannahme, Joachim (Hrsg.), 1996: Wozu heute noch Soziologie? Opladen.
- Gemand, Detlef; Schürmann, Mark O., 1993: Die Soziologie in den alten Ländern der Bundesrepublik Deutschland. In: Lamnek, Siegfried (Hrsg.): Soziologie als Beruf in Europa. Berlin, S. 153-265.
- Hesse, Hans A., 1968: Berufe im Wandel. Ein Beitrag zum Problem der Professionalisierung. Stuttgart.
- Hitzler, Ronald, 1997: Wozu versammeln sich unsere Sprecher? In: Soziologie 4/97, S. 47-49.
- Hradil, Stefan, 1998: Aufnahme von Nichtpromovierten in die DGS erleichtert. In: Soziologie 4/98, S. 65.
- Lamnek, Siegfried, 1995: Institutionelle Erfolge und professionelle Unsicherheiten auf dem Kontinent der Soziologiegründer. In: Schäfers, Bernhard (Hrsg.): Soziologie in Deutschland. Entwicklung, Institutionalisierung und Berufsfelder, Theoretische Kontroversen. Opladen, S. 295-312.
- Lamnek, Siegfried (Hrsg.), 1993: Soziologie als Beruf in Europa. Ausbildung und Professionalisierung von Soziologinnen und Soziologen im europäischen Vergleich. Berlin.
- Lamnek, Siegfried, 1993: Zur Professionalisierung der Soziologie in Deutschland. In: Lamnek, Siegfried (Hrsg.): Soziologie als Beruf in Europa. Berlin. S. 11-53.

- Lamnek, Siegfried, 1992: Soziologische Berufspraxis - Aufgaben, Chancen und Perspektiven für die Soziologie als Beruf. In: Meyer, Hansgünter (Hrsg.): Soziologen-Tag Leipzig 1991. Soziologie in Deutschland und die Transformation großer gesellschaftlicher Systeme. Berlin, S. 65-82.
- Meyer, Hansgünter (Hrsg.): Soziologen-Tag Leipzig 1991. Soziologie in Deutschland und die Transformation großer gesellschaftlicher Systeme. Berlin.
- Mayntz, Renate, 1996: Hauptfach Nabelschau. In: Fritz-Vannahme, Joachim (Hrsg.): Wozu heute noch Soziologie? Opladen, S. 59-64.
- Schäfers, Bernhard (Hrsg.), 1995: Soziologie in Deutschland. Entwicklung, Institutionalisierung und Berufsfelder, Theoretische Kontroversen. Opladen.
- Schulze, Gerhard, 1996: Der Film des Soziologen. In: Fritz-Vannahme, Joachim (Hrsg.): Wozu heute noch Soziologie? Opladen, S. 51-58.
- Stooß, Friedemann, 1993: Arbeitsmarkt und Berufschancen für Soziologen. In: Soziologie 1/93, S. 69-82.
- Wingens, Matthias, 1997: Krise oder Krisengerede der Soziologie? In: Soziologie 3/97, S. 5-19.

Prof. Dr. Siegfried Lamnek

Lehrstuhl für Soziologie II

Katholische Universität Eichstätt

85071 Eichstätt

Tel.: 08421/93-1412

e-Mail: siegfried.lamnek@ku-eichstaett.de

Siegfried Lamnek, Prof. Dr., geb. 1943, Lehrstuhl für Soziologie II an der Katholischen Universität Eichstätt.